This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Kirsch - Berichtigungen zu Schiller's Geschichte des dreissigjährigen Krieges - 1881

1855
8.75

Digitized by Google

Ger 1855.8.75

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
RODOLPHE REUSS
OF STRASSBURG

BOUGHT WITH THE
BEQUEST OF
HERBERT DARLING FOSTER
A.M. 1892

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Programm

des

Königlichen katholischen Gymnasiums zu Neisse

für den Zeitraum

vom 22. September 1879 bis zum 9. April 1881.

Inhalt.

Berichtigungen zu Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges, I. Theil,
vom Gymnasiallehrer Dr. Kirsch.

Programm-Nr. 166.

Neisse, 1881.
Druck von F. Gär.

Digitized by Google

Ger 1855.8.75
v

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
RODOLPHE REUSS
THE BEQUEST OF
ROBERT DARLING FOSTER
NOVEMBER 9, 1928

Digitized by Google

Berichtigungen

zu

Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Erster Teil.

Vorwort.

Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges gehört trotz ihrer allgemein anerkannten Mängel noch immer zu den gelesensten Büchern der deutschen Litteratur. Und nicht mit Unrecht. Denn von all den Führern, die uns durch die Wirrsale des erwähnten Krieges geleiten können, ist keiner mehr als der große Dichter geeignet für die traurigste und zugleich lehrreichste Periode unserer nationalen Vergangenheit eine allgemeinere Teilnahme zu erwecken. Doch dieser Führer ist leider sehr oft nicht zuverlässig, und der Umstand, daß man an seiner Hand nicht immer auf historischem Boden wandelt, muß den Genuß, welchen man in seiner Gesellschaft empfindet, und den Nutzen, welchen man aus seiner Belehrung schöpfen kann, bei denjenigen erheblich beeinträchtigen, die nicht in der Lage sind zu unterscheiden, welche von seinen Angaben sie gläubig hinzunehmen, und welche sie als ganz oder teilweise irrtümlich zu betrachten haben. In diesem Falle befinden sich aber die meisten Leser der Schillerschen Geschichte des dreißigjährigen Krieges und besonders die Schüler unserer höheren Lehranstalten, die dieses Werk bald als Muster des Stils, bald als Fundort für Material zu Aufsätzen oder als Unterlage zu Übersetzungsübungen in die Hand zu nehmen angehalten werden. Schon in ihrem Interesse dürfte es also angebracht sein den historischen Gehalt jenes Buches festzustellen und die in demselben enthaltenen Irrtümer nach Maßgabe des heutigen Standpunktes der Geschichtsforschung zu berichtigen.

Als ein schüchterner Versuch diese nicht ganz leichte Aufgabe zu lösen wollen folgende Blätter angesehen sein.

Daß dabei vermieden worden ist dem Dichter auf das Gebiet der religiösen Überzeugung oder auch nur des konfessionellen Vorurteils zu folgen, bedarf wohl keiner Rechtfertigung.

Digitized by Google

I. Zum ersten Buch.

§ 1. Allgemeines über den Charakter des Reformationszeitalters.

In seiner Einleitung zur Vorgeschichte des großen deutschen Krieges geht Schiller von dem Einfluß aus, welchen die Glaubensspaltung auf die politischen Verhältnisse Europas im Reformationszeitalter ausgeübt hat. Zwar erscheinen ihm die französischen Religionskriege, der Abfall der Niederlande, die Feindseligkeiten Philipps II. gegen Elisabeth von England, die fortdauernde politische Trennung des deutschen Reichs, die völlige Umgestaltung des europäischen Staatensystems und die engere Verbindung der einzelnen Staaten unter einander — von ihm politische Sympathie genannt, — endlich die erste Wirkung dieser Sympathie, der verheerende dreißigjährige Krieg, zunächst als Folgen der Kirchentrennung; aber trotz der Versicherung, „daß die Religion dieses alles wirkte," unterläßt er nicht hervorzuheben, daß dabei noch andere Faktoren, die Rücksichten auf den Privatvorteil und das Staatsinteresse, thätig gewesen sind; daß bei den Fürsten die Staatsraison sogar den Ausschlag gab, und nur die Völker vom Religionsenthusiasmus sich leiten ließen. Sollte die protestantische Sache triumphieren, so mußten jene beiden Motive zusammenwirken. Die Abhängigkeit von dem guten Willen der Unterthanen nötigte also die Fürsten das Staatsinteresse des Kabinetts an irgend ein anderes, dem Volke näherliegendes Interesse anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden war, oder, im entgegengesetzten Falle, es zu erschaffen. Das Zusammengehen von Fürsten und Völkern erleichterten aber zwei Umstände, die auf einmal hervorspringende Übermacht und die ehrgeizigen Entwürfe des Hauses Österreich, welche die Freiheit Europas und besonders die der deutschen Stände bedrohten, und der thätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion, sein Bestreben die neue Lehre mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Wenn ersteres die Regenten weckte, sie zur Selbstverteidigung, zur Vermehrung ihrer Hilfsmittel durch Bündnisse mit den Nachbarn mahnte, so bewirkte der Haß gegen die vom Hause Österreich beschützte Religion, die schwärmerische Anhänglichkeit an die neue Lehre, daß der „Kaufmann, der Künstler, der Landbauer freudig zum Gewehr griffen, dreifach größere Summen in den Schatz der Fürsten flossen, der Unterthan die Schwere der Lasten nicht fühlte, nicht die Anstrengungen, von denen er in einer ruhigen Gemütslage erschöpft würde niedergesunken sein." Es war also eine Unklugheit von seiten der österreichischen Fürsten „gleichzeitig gegen die Reformation und gegen die deutsche Freiheit Partei zu nehmen, mit dem Streben nach der Universalmonarchie einen hartnäckigen Krieg gegen die neuen Meinungen zu verbinden."

Diese Ausführungen, bei welchen das Bestreben vorwaltet die vielfach verwickelten Ereignisse des besprochenen Zeitraumes unter dem einheitlichen Gesichtspunkte des Kampfes gegen politische und kirchliche Unterdrückung zur Anschauung zu bringen, sind in manchen Grundzügen zweifellos zutreffend, aber sie können nicht für alle Phasen des Reformationszeitalters gelten, namentlich nicht für alle jene Konflikte, die man unter dem Namen des dreißigjährigen Krieges zusammenfaßt. Wollte man nach den Schillerschen Voraussetzungen sich ein Bild von dem genannten Zeitalter im allgemeinen und von dem großen Kriege im besonderen construieren, es würde wenig Anspruch auf historische Treue machen können. So einheitlich, wie Schiller annimmt, haben sich die Ereignisse nicht abgespielt, und er selbst ist später, wo er sich mit den Tatsachen abfinden muß, mehrfach genötigt der geschichtlichen Wahrheit zu liebe von den anfangs hingeworfenen Grundlinien seines Gemäldes abzuweichen; Vornehmlich gilt das von den beiden Momenten, die er als die entscheidenden hinstellt, der Uebermacht des Hauses Österreich und dessen feindseliger Stellung zum Protestantismus.

Von einer entschiedenen Uebermacht der Habsburger kann in dem Zeitraum, welcher uns beschäftigt, nur die Rede sein, wenn man die Stellung Karls V. nach der Schlacht bei Mühlberg und die Ferdinands II.

Digitized by Google

nach dem Frieden von Lübeck im Auge hat. Beidemal war sie von kurzer Dauer. Hinsichtlich Ferdinands II. wird das später gezeigt werden, in betreff Karls V. erkennt dies Schiller selbst an mit den Worten: „Alle Früchte des Mühlberger Sieges gehen auf dem Kongreß zu Passau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden." Seit Karls Flucht von Innsbruck gewährt uns die habsburgische Macht eher ein Bild politischer Ohnmacht als das der Übermacht. Schiller räumt das auch ein in bezug auf die deutsche Linie, indem er sagt: „Ferdinand I. konnte den großen Aufwand des immer sich erneuernden Türkenkrieges von den sparsamen Beiträgen seiner erschöpften Erblande nicht bestreiten, er brauchte also den Beistand des Reiches;" — „Rudolf II. war nicht einmal vermögend seine eigenen Erbländer gegen den innern Feind zu behaupten; den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechts aufzuhalten tritt sein eigenes Haus gegen ihn zusammen;" — „Ferdinand, Maximilian und Rudolf, alle drei Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beiden gegen die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten." Was aber die spanische Linie anbetrifft, so sei nur daran erinnert, daß sie trotz achtzigjähriger Anspannung aller Kräfte doch nicht im stande war die kleine Republik der Niederlande wieder unter ihre Herrschaft zu bringen. Nach Schillers eigenem Geständnis neigt sich die spanische Monarchie schon unter Philipp III. und IV. dem Verfalle zu, und die feindselige Stimmung der Protestanten gegen Spanien motiviert er teilweise damit, daß „der Haß seiner Feinde seine Furchtbarkeit überlebte." Die vermeintliche Übermacht des Hauses Österreich stand also auf recht schwachen Füßen; sie war die längste Zeit hindurch eine Tradition ohne reale Grundlage, ein Schreckbild, dessen sich Habsburgs Widersacher im In- und Auslande bedienten, um das Mißtrauen gegen jene Macht zu nähren, den eigenen Ehrgeiz zu bemänteln, Übergriffe auf Kosten jener Macht zu rechtfertigen. Ja es dürfte sogar die Behauptung zu rechtfertigen sein, daß wenigstens in dem letzten Dezennium vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Gegner der deutschen Habsburger sich mehr durch die Ueberzeugung von der wirklichen Ohnmacht als durch die Furcht vor der angeblichen Übermacht dieses Hauses bestimmen ließen. Tiefer hat Österreichs Macht niemals gestanden, als zu der Zeit, wo die Union sich mit Heinrich IV. zur Zertrümmerung derselben verbündete.

Was die ehrgeizigen Entwürfe der Habsburger betrifft, so sind solche der deutschen Linie, wenn man von Rudolfs II. Bemühungen die jülichsche Erbschaft an sein Haus zu bringen absieht, wenigstens bei Ausübung des Reichsregiments bis zum Ausbruch des Krieges kaum nachzuweisen. Bei ihrer politischen Ohnmacht wären dieselben auch lächerlich oder doch ungefährlich gewesen. Schiller freilich sieht in jedem Versuch der Kaiser die Zügel der Centralgewalt etwas schärfer anzuziehen einen Angriff auf die deutsche Freiheit, worunter er ausnahmlos die Selbständigkeit der Reichsfürsten versteht. Ist ihm doch der Name Kaiser ein Vermächtnis des despotischen Roms. Für die Pflichten des Reichsoberhauptes die bestehende Verfassung zu erhalten, die öffentliche Ordnung zu wahren, den centrifugalen Elementen entgegenzuarbeiteu hatte er auf seinem partikularistischen Standpunkte kein Verständnis. [1])

Ist es schon bei Betrachtung der politischen Stellung des habsburgischen Hauses ein schwerwiegender Fehler die beiden Linien nicht auseinanderzuhalten, so wird dieser Mangel erst recht der Anlaß zu irrigen Behauptungen, wenn von der Stellung jener Dynastie zum Protestantismus die Rede ist. Welch ein Unterschied zeigt sich da in Wirklichkeit zwischen Philipp II. und seinen Vettern an der Donau. Schiller sorgt auch in diesem Punkte für eine wahrheitsgemäße Selbstberichtigung, wenn er von Ferdinand I. bemerkt: „Wie hätte sich dieser Kaiser sollen in den Sinn kommen lassen, den Religionsfrieden zu verletzen? Das ökonomische Bedürfnis legte ihm auf die Protestanten und die Katholiken mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln", und wenn er von Max II. andeutet, daß ihn vielleicht nur der Zwang der Umstände hinderte, daß ihm vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiserthron zu erheben." [2]) Rudolf und Matthias haben im Reiche nur die Bestimmungen des Religionsfriedens gegen die formell nicht berechtigten Forderungen der Protestanten verteidigt. Übrigens war die Zurückweisung der

[1]) Vergl. Janssen, Schiller als Historiker. 2. Aufl. S. 128. [2]) Durch obige Bemerkung gerät Schiller in Widerspruch mit der vorausgehenden Behauptung, daß die Kaiserkrone auf einem protestantischen Haupte ganz undenkbar war. Dies letztere ist irrig. Ein protestantischer Kaiser gehörte durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten.

Digitized by Google

letzteren nicht lediglich das Werk der beiden Kaiser, sondern die katholischen Reichsstände, welche „jetzt zu selbständiger Autorität in den Reichsangelegenheiten gelangt waren", und auch das Papsttum, dessen Einwirkung die Kaiser sich nicht entziehen konnten, [1]) hatten den vornehmsten Anteil daran. [2])

Wenn in den Erblanden Ferdinand I., Rudolf und Matthias der neuen Lehre entgegenwirkten, so hatte das nicht allein in der Unduldsamkeit dieser Herrscher seinen Grund, sondern auch in der Notwendigkeit den kecken Uebergriffen der Protestanten, die auch Schiller anerkennt, ein Ende zu machen und die völlige Unterdrückung der Katholiken zu verhindern. [3]) Ferner handelte es sich bei diesen inneren Kämpfen nicht bloß um die Konfession; Die Oppositionspartei strebte auch nach den kirchlichen Gütern und nach einer das landesherrliche Ansehen gefährdenden Ausdehnung der ständischen Freiheiten. Endlich ist nicht zu vergessen, daß die österreichischen Fürsten bei ihren Restaurationsmaßregeln nur das ihnen durch den Religionsfrieden zuerkannte jus reformandi ausübten, also dasselbe Recht, welches die protestantischen Reichsstände nicht weniger schroff gegen ihre katholischen Unterthanen geltend machten.

Bei unbefangener Würdigung dieser Verhältnisse wird sich von selbst ergeben, mit welcher Vorsicht Schillers Meinung, das Haus Österreich habe durch sein Streben nach einer Universalmonarchie und durch seine Unduldsamkeit gegen den Protestantismus Fürsten und Völker in den Kampf getrieben, aufzunehmen ist.

Als eine Abschwächung der von Schiller wider das Haus Österreich erhobenen Anklagen kann gelten, was er gelegentlich zur Rechtfertigung der Katholiken vorbringt: „Nicht alle Bewegungen der Katholiken", sagt er, „hatten eine angreifende Absicht, wie ihnen von der Gegenpartei schuld gegeben wird; vieles, was sie thaten, machte ihnen die Selbstverteidigung zur Pflicht. Die Protestanten hatten auf eine nicht zweideutige Weise gezeigt, wozu die Katholischen sich zu versehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten der unterliegende Teil zu sein. Die Lüsternheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern ließ sie keine Schonung, ihr Haß keine Großmut, keine Duldung erwarten." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Man vergrößerte die Macht der Katholiken; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben, unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt und dem ganzen Betragen der Katholiken eine Uebereinstimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind." Läßt sich das nicht seinem vollen Inhalt nach auch auf die kaiserlichen Führer der katholischen Partei anwenden?

Mit den Voraussetzungen Schillers werden auch seine Folgerungen hinfällig. Er behauptet, daß „der Haß der Protestanten sich einstimmig gegen Österreich kehrte." Davon kann in den Zeiten vor dem dreißigjährigen Kriege nicht die Rede sein; die Anhänger des Luthertums standen den Katholischen und somit auch dem Kaiser näher als den Calvinisten, und noch bis in die zwanziger Jahre des XVII. Jahrhunderts hinein war ein großer Teil des protestantischen Deutschlands gut kaiserlich gesinnt. [4]) Auch fehlte sehr viel, daß die Opferfreudigkeit der Protestanten so groß war, wie Schiller glaubt. Namentlich wenn es sich um das Zahlen handelte, konnten sie mitunter recht störrisch sein. Die Truppen, welche gegen den Kaiser kämpften, sind zumeist mit dem Gelde auswärtiger Mächte oder mit dem, was die Heerführer den Unterthanen abpreßten, bezahlt worden.

---

[1]) v. Ranke, Zur deutschen Geschichte, (VII. Bd. der sämtlichen Werke) bemerkt S. 118: Der geistlichen Gewalt keine weitere Einwirkung auf die Reichsverhältnisse zu gestatten dürfte dem Standpunkte einer späteren Zeit entsprochen haben, lag aber nicht im Genius jener Epoche. [2]) Die Belege a. a. O. S. 64, 107, 125, 130 u. 174. In der Sessionsfrage würden Rudolf und Matthias nachgegeben haben, wenn sie nicht hätten fürchten müssen dadurch mit den Katholiken und dem Papste zu brechen. Ebend. 130 f. 222 ff. [3]) Mailath, Geschichte des österr. Kaiserstaates, II. 247: „Unter solchen Verhältnissen mußte früher oder später ein Ausbruch erfolgen; es war vorauszusehen, daß entweder die Protestanten bei immer zunehmender Kühnheit und Kraft mit der ersten günstigen Gelegenheit die Katholischen erdrücken oder umgekehrt, die Katholiken bei erster Siegeshoffnung zur eigenen Rettung angreifen würden." [4]) Ueber das freundschaftliche Verhältnis zwischen Ferdinand I. und den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg vgl. Ranke VII, 16 f. Im Jahr 1575 bewiesen die Protestanten dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz eine entschiedene Abneigung wegen seiner Verbindungen mit dem Auslande; in den Streitigkeiten über das Sessionsrecht der protestantischen Administratoren gaben die letzteren wiederholt nur aus Rücksicht auf den Kaiser nach. Ebend. 88. 133 f. 140. Den Sieg der kaiserlichen Waffen in der Schlacht am weißen Berge feierten die Berliner durch ein Freudenfest. Janssen, a. a. O. 145.

Digitized by Google

Den entschiedensten Widerspruch aber fordert die Behauptung heraus, daß die Streiter der protestantischen Fürsten „für die Religion zum Gewehr griffen, daß der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung auf Beute unter die Fahnen lockte, für die Wahrheit sein Blut zu verspritzen glaubte." Was Schiller in dieser Hinsicht als Ausnahme hinstellt, muß als Regel gelten: Aussicht auf Sold, Beute und Ruhm, Hang zur Ungebundenheit, die Not der Zeit haben die Truppen zusammengebracht, welche die Schlachten des dreißigjähriger Krieges schlugen.

Zu weitgehend ist auch die Behauptung Schillers, daß die Reformation „die Scheidewand zwischen den verschiedenen Nationalitäten gestürzt habe, und daß ein näher liegendes Interesse als der Nationalvorteil oder die Vaterlandsliebe die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beseelen anfing." Die nationalen Interessen sind, wie später gezeigt werden soll, wenigstens für die am dreißigjährigen Kriege beteiligten Mächte doch sehr maßgebend gewesen. Am allerwenigsten trifft die schönklingende Bemerkung zu: „Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiedet sind," worüber mehr in § 6 und 7.

Bei aller Würdigung des Elends und der Verwüstungen, welche der Krieg zur Folge hatte, ist Schiller doch geneigt sich mit diesem nationalen Unglück zu versöhnen, denn „die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderblichen Spuren desselben verlöscht, aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben." So schrieb er zu einer Zeit, wo Schweden und Frankreich noch einen Teil des Raubes aus der Zeit des Krieges im Besitz hatten, wo in folge jenes Krieges der nationale Wohlstand darniederlag, die Deutschen von der Seefahrt so gut wie ausgeschlossen waren, die politische Zersplitterung Deutschlands dieses Reich in seiner Cultur und in seinem ganzen Dasein vom Auslande abhängig machte. Doch die deutsche Nation existierte ja damals nur als toter Begriff für die ersten Geister unserer Nation, was auch eine der verderblichen Spuren des Krieges war. Für jene partikularistisch-kosmopolitisch denkenden und fühlenden Männer war es genug, daß Europa frei aus diesem Kriege hervorging, das heißt, daß die territorial-fürstliche Gewalt sich fast zur Souveränität entwickelte. Daß die größere Ungebundenheit nach oben bald hand in hand ging mit dem Despotismus nach unten, daß der dreißigjährige Krieg zur Beseitigung der ständischen Formen, zur Gründung der absoluten Fürstengewalt führte, [1]) war Schiller gutmütig genug zu übersehen. Von der im Kriege sich bildenden Teilnehmung der Staaten, die nach Schiller „allein schon geeignet wäre, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen," hat Deutschland wenig Nutzen gehabt. Daß endlich ebendiese Sympathie zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts den Frieden bewacht habe, bedarf keiner ernsthaften Widerlegung.

Wenn demnach Schillers einleitende Bemerkungen zu einer falschen Auffassung der grundlegenden Verhältnisse des Reformationszeitalters und somit auch des dreißigjährigen Krieges beitragen können, so ist er doch anderseits gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, daß seine Darstellung über die Beweggründe der deutschen Fürsten irrige Ansichten verbreitet habe. [2]) In betreff dieser hat er den großen Kampf durchaus nicht als Religionskrieg hingestellt. Ausdrücklich sagt er: „Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstverteidigung und Vergrößerung." Die mit Heinrich IV. verbündeten Fürsten nennt er geradezu Räuber. Besonders zu beachten ist eine Stelle im vierten Buch, wo es heißt: „Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligste des Geschichtschreibers, verbindet ihn zu einem Geständnis, das den Verfechtern der deutschen Freiheit eben nicht zur Ehre gereicht. Wie viel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und der Reinheit ihres Eifers wußten, so waren es doch sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten, und die Begier zu rauben hatte wenigstens ebensoviel Anteil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht sich beraubt zu sehen."

§ 2. Die Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges.

Die Entwickelung der deutschen Verhältnisse vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Ausbruch des böhmischen Aufstandes hat Schiller, soweit ihn nicht seine Vorurteile über das Haus Österreich beeinflußten, in einer nicht nur äußerst fesselnden, sondern auch im ganzen zuverlässigen Weise dargestellt, weshalb diese Partie seines Werkes wenig Anlässe zur Berichtigung giebt.

[1]) Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen ꝛc. S. I, 5. [2]) Wie das bei Janssen a. a. O. 156 ff. geschieht.

Digitized by Google

Unrichtig ist die Behauptung, daß die sogenannte Ferdinandeische Deklaration, welche den protestantischen Unterthanen geistlicher Stände Religionsfreiheit zusicherte, in das Friedensinstrument eingetragen wurde. Sie wurde von den Protestanten erst auf dem Kurfürstentage vom Jahre 1575 ans Licht gezogen. [1])

Bei der Charakteristik Rudolfs II. überschätzt Schiller den Einfluß der Spanier auf diesen Monarchen. Derselbe hat Philipps II. Bestrebungen niemals geteilt oder auch nur gebilligt. Und auch da, wo eine Einwirkung der spanischen Politik stattfand, wurde dieselbe nur durch Vermittelung der nächsteu Umgebung des Kaisers möglich, von der Rudolf zuletzt vollkommen beherrscht war. Den spanischen Gesandten hat er jahrelang nicht gesehen. Als er später in den Erblanden die katholische Restauration betrieb, war der Hof von Madrid aus dynastischen Rücksichten sogar gegen dieselbe. [2]) Da Spanien bei den Streitigkeiten zwischen Rudolf und Matthias für letzteren Partei nahm, suchte jener einen Rückhalt bei der Union. [3])

Der Kurfürst Gebhard von Köln konnte sich bei dem Versuch trotz seines Religionswechsels das Kurfürstentum zu behaupten, nicht, wie Schiller glaubt, auf Präcedenzfälle berufen. In den niederdeutschen Stiftern, welche den Bestimmungen des Religionsfriedens zuwider in protestantischen Besitz übergegangen waren, hatte man zu Bischöfen Personen gewählt, die dem protestantischen Bekenntnisse bereits angehörten, was nach Auffassung der Evangelischen nicht gegen den Vorbehalt verstieß, da dieser nur auf den Übertritt eines Prälaten von der alten Lehre zur neuen bezugnahm. [4])

Die Einführung des französischen Königs Heinrich IV. in die Geschichte des jülichschen Erbfolgestreites giebt dem Dichter einen neuen Anlaß zu den heftigsten Anklagen gegen die Habsburger. Diesmal unterscheidet er ausdrücklich zwischen dem Hause Österreich und Spanien und bemerkt, daß Heinrich IV. an diese Mächte „die schönste Hälfte seines Lebens verloren", daß „dieses Haus zwischen ihn und den französischen Thron Berge gewälzt habe." Davon, daß Max II. oder Rudolf sich in die Kämpfe zwischen Heinrich IV. uud der Ligue eingemischt hätten, weiß die Geschichte nichts; Schiller läßt auch hier wieder die deutsche Linie der Habsburger mit entgelten, was Philipp II. verschuldet hat. Ferner sucht Schiller durch den Hinweis auf die österreichische Herrschbegierde und Ländersucht, die hierbei in den grellsten Farben geschildert werden, die Feindseligkeiten Heinrichs gegen die Habsburger zu rechtfertigen, ja er nennt dessen Haß gegen Oesterreich „glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Romulus' Volk, aber durch einen edleren Ursprung geadelt;" mit unverkennbarem Bedauern sieht er „das Projekt des vortrefflichen Königs das österreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu verteilen" durch Ravaillacs Messer vereitelt und Österreich gerettet.

Es würde ein höchst unerquickliches Geschäft sein auf diese seltsame Leistung eines deutschen Schriftstellers, den wir mit Recht unter unsere größten und edelsten Geister zählen, und der in den anderweitigen Schöpfungen seines Genius soviel dazu beigetragen hat die heilige Flamme der Vaterlandsliebe zu nähren, näher einzugehen und auf grund der beglaubigten Geschichte die Einzelheiten derselben zu widerlegen. Es genüge also daran zu erinnern, daß Heinrich IV. und die ihm gleichzeitigen Könige von Spanien (Rudolf II. kann als Gegner Frankreichs gar nicht in betracht kommen) in bezug auf gehässige, ränkevolle Politik sich gegenseitig nichts vorzuwerfen hatten, [5]) daß Frankreich in den letzten Jahren der Regierung Heinrichs entschieden das Übergewicht in Europa erlangt hatte, [6]) daß die Ausführung eines Planes, wie er Heinrich IV. zugeschrieben wird, nicht allein das Haus Habsburg, sondern auch die Selbständigkeit der deutschen Nation vernichtet haben würde.

Auch hätte Schiller, als er dem Hause Österreich seine beständigen Kriege zum Vorwurf machte, nicht vergessen sollen, daß eben diese Macht so lange für Westeuropa die Wacht an der Donau gegen den

---

[1]) Raumer, Geschichte Europas seit d. XV. Jahrh. III, 333. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, VII, 183 Ranke, VII, 86. [2]) Ranke VII, 182. 186. 194. [3]) A. a. O. 205. [4]) A. a. O. 42, 111, 126. [5]) Philippson, Heinrich IV. und Philipp III. I, 168, 174, 239 f. 287 ff. Dieser Forscher sagt über die Unterstützung der aufständischen Moriscos durch Heinrich IV.: „Freilich hatte er an den Umtrieben der Spanier in Frankreich ein Beispiel, auf das er sich berufen konnte; aber hatte nicht gerade er jene Umtriebe aufs härteste verurteilt? hatte er sie nicht zu lauten Anklagen gegen Spanien und Savoyen benutzt? Und jetzt verbündete er sich mit Menschen, die nicht allein Empörer gegen die Macht des spanischen Königs waren, sondern auch außerdem Feinde des christlichen Namens überhaupt." [6]) Ebend. III, 488 ff.

Digitized by Google

Erbfeind der Christenheit gebildet hat. Was übrigens das „bekannte Projekt" Heinrichs anbetrifft, so weiß man jetzt, daß es nur in der Phantasie Süllys existiert hat. [1]) So weitausschauende Unternehmungen konnte Heinrich schon deshalb nicht im Schilde führen, weil die politische Situation in Europa ihm keineswegs so günstig war, als Schiller glaubt. [2]) Am allerwenigsten konnte er auf den Papst als Verbündeten rechnen, so gern auch derselbe die spanische Herrschaft in Italien beseitigt gesehen hätte. [3])

Endlich sei noch bemerkt, daß der „gerechte Haß" Heinrichs IV. gegen Österreich erst dann „unauslöschlich" geworden zu sein scheint, als die Höfe von Brüssel und Madrid die Auslieferung der von dem lüsternen Könige verfolgten Prinzessin Condé verweigerten. [4])

Das Bündnis der katholischen Reichsstände, die Liga, wurde nicht, wie man nach Schillers Darstellung glauben sollte, durch die Einfälle der unierten Fürsten in die geistlichen Gebiete veranlaßt; denn diese erfolgten erst im Jahre 1610, während der erste Bundesvertrag der Liga schon am 10. Juli 1609 abgeschlossen wurde.

Die Zugeständnisse, welche Matthias den Protestanten des Erzherzogtums machte, gingen nicht so weit, wie Schiller angiebt. Den Städten und Märkten wurde keine volle Religionsfreiheit gewährt, sondern nur die Erhaltung des status quo zugesichert. [5])

Die Erzählung von der Ohrfeige, die im Jahre 1613 den Bruch zwischen dem Kurfürsten Johann Sigismund und dem jungen Pfalzgrafen von Neuburg herbeigeführt haben soll, beruht auf einer sehr unsicheren Überlieferung. [6])

§ 3. Der böhmische Kirchenstreit. Der Prager Fenstersturz.

Der Konflikt, welcher zwischen dem Kaiser Matthias und den böhmischen Protestanten in betreff der Kirchenbauten von Braunau und Klostergrab ausbrach, hatte weniger „einen unbestimmten Punkt" im Majestätsbrief als eine unklare Bestimmung des sogenannten Vergleichs zur Veranlassung. Es war dies eine gleichfalls im Jahre 1609 zustande gekommene Auseinandersetzung zwischen den katholischen und protestantischen Ständen Böhmens, die, den Majestätsbrief in mancher Beziehung ergänzend, das Recht des Kirchenbaues auch auf die Unterthanen der „königlichen Güter" ausdehnte. [7])

Unter den letzteren wollten die Protestanten auch die geistlichen Güter verstanden wissen, während Matthias, gestützt auf ein Gutachten katholischer Kronbeamten, konsequent die Selbständigkeit des geistlichen Besitzes vertrat. [8])

Ließ sich demnach darüber streiten, ob durch das Verfahren der Regierung gegen Braunau und Klostergrab die Religionsgesetze vom Jahre 1609 verletzt würden, so war bei anderen Maßregeln die Verletzung des Majestätsbriefes um so unzweifelhafter [9]), was in Verbindung mit den durch die oben genannten Städte hervorgerufenen Wirren bei der Opposition eine sehr gereizte Stimmung erzeugte und bei dem Generallandtage vom Jahre 1615 zu einem energischen Protest Anlaß gab. [10]) Es ist also falsch, wenn Schiller behauptet: „Die Ruhe, welche der Majestätsbrief Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias, Regierung fort, bis in der Person Ferdinands von Gräz ein neuer Thronfolger dem Reiche ernannt wurde;" — und „Matthias hatte nichts gethan, um die Besorgnisse der Protestanten zu rechtfertigen." Nach Ferdinands Erhebung zum böhmischen Könige wurde freilich das Werk der katholischen Restauration mit noch größerem Nachdruck betrieben.

Die Angaben Schillers über den Grafen Thurn sind im ganzen zutreffend, doch irrt er, wenn er meint, daß „ihn seine Stellung als Burggraf von der Hofgunst abhängig, seine Eitelkeit seinen Ehrgeiz

[1]) A. a. O. III 348 f. u. 499. [2]) A. a. O. III 481. [3]) Ebend. 479 ff. [4]) Ebend. 395 ff. u. besond. 471. [5]) Ranke VII, 196. [6]) Menzel VI, 59 f. [7]) Gindely, Geschichte des böhmischen Aufstandes I, 62: „Die weiter greifenden Bestimmungen des Vergleichs sind es, die später die bittersten Streitigkeiten hervorgerufen haben." [8]) Schiller hat sich kein Urteil darüber erlaubt, welche von beiden Interpretationen des streitigen Punktes die mehr berechtigte war. Gindely (a. a. O. 64—70 spricht sich mit Rücksicht auf das durch die böhmische Landesordnung den Königen zuerkannte und von diesen häufig ausgeübte Recht geistliche Güter zu belasten oder auf unbestimmte Zeit zu vergeben, für die Auffassung der Protestanten aus, bezeichnet es aber als eine Unklugheit derselben, daß sie sich im Jahre 1609 nicht einer ausführlicheren Sprache befleißigt haben. [9]) Gindely I, 73 ff. [10]) A. a. O. 93 u. 124.

Digitized by Google

unschädlich machte." Thurn fragte nie nach der Gunst des Hofes, sondern stand immer im Vordergrunde der Opposition. Hatte er doch schon im Jahre 1614 mit dem Kurfürsten von Sachsen Verhandlungen zur Beseitigung der habsburgischen Dynastie anknüpfen wollen.[1]) Seine Entfernung von dem einträglichen und wichtigen Burggrafenamt und eine Warnung seitens des Kardinals Khlesl, daß er im Interesse seiner persönlichen Sicherheit sich mäßigen möge, haben alsdann diesen Mann, der „seit Jahren den Bruch mit der Dynastie in das Bereich seiner Kombinationen gezogen", auf der Bahn der Empörung unaufhaltsam vorwärts getrieben.[2])

Thurns Umtriebe wurden gefördert durch das entschiedene Vorgehen der Regierung gegen die protestantischen Kirchen von Braunau und Klostergrab. Die der letzteren Stadt, welche man schon im Jahre 1614 geschlossen hatte, wurde im Dezember 1617 niedergerissen; die zu Braunau sollte im März 1618 durch eine königliche Kommission geschlossen werden; diese aber stieß bei der evangelischen Bevölkerung der Stadt auf einen so entschlossenen Widerstand, daß sie unverrichteter Dinge abziehen mußte. „So befanden sich die Braunauer beim Ausbruch des böhmischen Aufstandes thatsächlich im Besitz ihrer Kirche."[3])

Es folgte nun die Berufung der protestantischen Deputierten durch die Defensoren und die Absendung einer Beschwerdeschrift an den Kaiser. Schiller bemerkt, daß die Antwort des letzteren schon darum von den Ständen übel aufgenommen wurde, weil sie nicht an sie selbst, sondern an die Statthalter gerichtet war. An diesem Umstande konnten jedoch die Protestanten kaum Anstoß nehmen, da ja ihre Eingabe ebenfalls durch Vermittelung der Statthalter an Matthias gelangt war.[4])

Bei Schiller ist nicht erwähnt, daß die Defensoren einen neuen Protestantentag auf den 21. Mai angesetzt hatten, bis zu welchem Termine man das Eintreffen der kaiserlichen Antwort erwarten konnte. Dieselbe ging schon am 21. März von Wien ab und enthielt außer dem, was Schiller angiebt, auch die Erklärung, daß man eine Wiederholung der protestantischen Versammlung nicht dulden werde.[5]) Da die Defensoren in ihrer Erwiderung ihr Vorgehen als ein gesetzmäßiges hinstellten, wurden noch zwei Abmahnungsschreiben an sie erlassen, das eine am 17. April, das andere am 16. Mai. Das letztere wurde am 21. Mai den von neuem versammelten Deputierten durch die Statthalter mitgeteilt; unter dem Vorgeben, man wolle die Antwort darauf überbringen, unternahm man am 23. Mai den verhängnisvollen Zug nach dem königlichen Schlosse.

Schiller macht in Bezug auf den Wortwechsel, der dem Fenstersturz vorausging, die Bemerkung: „Martinitz und Slawata antworten trotzig; dieses bestimmte ihr Geschick." Dem war nicht so. Die beiden Männer widerlegten ruhig und maßvoll die gegen sie erhobenen, zum teil ungereimten Vorwürfe und stellten anheim einen Prozeß wegen Verletzung der Landesgesetze gegen sie einzuleiten. Das Schärfste, was sie sagten, war, „es gehe niemanden etwas an, was sie auf ihren Gütern thäten; auch sie kümmerten sich nicht um die Besitzungen anderer." Beide nahmen schließlich zu Bitten ihre Zuflucht.[6]) Also nicht ihr trotziges Auftreten war es, was die Katastrophe herbeiführte; ihre Ermordung war vielmehr schon tags zuvor von Thurn und seinen Vertrauten beschlossen worden.[7])

Der Misthaufen, welcher „die kaiserliche Statthalterschaft" vor Beschädigung gerettet haben soll, gehört in das Gebiet der Fabel.[8]) Auch kamen Martinitz und Slawata nicht unbeschädigt davon; ersterer wurde durch eine der ihm nachgesandten Kugeln gestreift und verletzte sich nicht unbedeutend an seinem Degen, als er sich den Grabenrand hinabwälzte, um Slawata beizustehen; dieser hatte beim Sturz durch Aufschlagen auf ein Fenstergesims eine tiefe Kopfwunde erhalten.[9])

§ 4. Die Ereignisse vom Fenstersturz bis zur Flucht des Winterkönigs.

Durch den Prager Aufstand und die Einsetzung einer ständischen Regierung hatte nach Schiller „die böhmische Nation ihre Majestät zurückgenommen und war in den Zustand natürlichen Rechts zurückgetreten; durch das Gefühl ihrer Einigkeit war ein begeisterndes Selbstvertrauen in ihr erwacht." Dem ist entgegen

[1]) Gindely I, 92. [2]) A. a. O. I, 180. [3]) Gindely I, 248. [4]) Ebend. 255. [5]) A. a. O. 257. [6]) Hurter, Geschichte Ferdinands II. VII, 256 ff. Gindely I, 282 ff. [7]) Hurter VII, 265. Gindely 275. Auch Schiller sagt wenige Zeilen vor der oben angeführten Stelle ganz richtig, daß man Martinitz und Slawata schon vor dem Zuge nach der Statthalterei „dem allgemeinen Unwillen zum Opfer bestimmt habe." [8]) Hurter VII, 262. Gindely I, 298. [9]) Hurter VII, 261. Gindely, I, 291.

Digitized by Google

zu halten, daß keineswegs das ganze böhmische Volk an dem Aufstande sich beteiligte. Derselbe war das Werk ehrgeiziger und übermütiger Feudalherren, „deren Kampf gegen die Monarchie kein Verteidigungskrieg war gegen Tyrannei, worin es allgemeine und heilige Rechte des Volkes galt, sondern ein Kampf um wahrhaft unzeitgemäße Alleinbefugnisse.“ [1])

Daß selbst unter dem Adel ein tiefgehender Zwiespalt herrschte, zeigte sich schon bei den Landtagsverhandlungen vom August 1618 und noch deutlicher bei jenen vom Juli 1619. [2]) Angesehene Städte blieben dem Kaiser treu, der Bürger und Bauernstand verharrte in Passivität. [3])

Eine Eroberung von Brünn hat bei dem Zuge Thurns nach Mähren nicht stattgefunden.

Daß bei der Audienz, welche Ferdinand den sechzehn österreichischen Baronen gewähren mußte, einer von diesen den Erzherzog an den Knöpfen gefaßt und ihm zugerufen, oder, wie Schiller sagt, ihn angeschnaubt haben soll: „Ferdinand, wirst du unterschreiben?“ ist eine unhistorische Ausschmückung der denkwürdigen Scene.

Ferdinand II. verlor die böhmische Krone nicht „wenige Tage nach seiner Erhebung zum deutschen Kaiser.“ Die letztere erfolgte am 28. August, seine Absetzung durch die Böhmen am 19. desselben Monats. Von der Pfalzgräfin Elisabeth weiß man mit Sicherheit nur, daß sie das Unternehmen ihres Gemahls billigte und sich zu allen Opfern bereit erklärte, die dasselbe ihr auferlegen könnte. „Die Meinung, als habe sie vor allen durch ihr Drängen den unschlüssigen Kurfürsten bestimmt die böhmische Krone anzunehmen, hat sich bis jetzt nicht erweisen lassen.“ [4]) Ebenso wenig haben die pfälzischen Räte Friedrichs V. einen hervorragenden Anteil an dem endgiltigen Entschluß ihres Herrn gehabt. Ein ihnen abgefordertes Gutachten enthielt weit mehr Gründe *gegen* als *für* die Annahme der Krone. [5]) Den Ausschlag hat, wie jetzt feststeht, Fürst Christian von Anhalt gegeben. [6])

Bethlen Gabor empfing nicht die ungarische Krone, sondern wurde nur zum Fürsten von Ungarn gewählt, [7]) und zwar erst nach seinem und Thurns Zuge gegen Wien.

Die Stärke des böhmischen Heeres, welche am weißen Berge kämpfte, ist von Schiller nicht ganz klar und jedenfalls zu hoch angegeben. Sie belief sich einschließlich der ungarischen Reiter auf 21000 Mann. Die kaiserlich-ligistische Armee war stärker, erreichte jedoch die Zahl von 30000 Kombattanten nicht. [8]) Bei der Darstellung der Schlacht thut Schiller den Ungarn Unrecht, indem er behauptet, ihre Reiterei sei die erste gewesen, welche den Rücken wandte. Den Anfang zur Flucht machte das böhmische Fußvolk, und zwar die größere Hälfte des Thurnschen Infanterie-Regiments. [9]) Die von Schiller angegebenen Verlustziffern mögen der Wahrheit ziemlich nahe kommen. [10])

Der Waffenstillstand von 24 Stunden wurde nicht von Friedrich, sondern von den zwei zu jener Zeit in Prag verweilenden englischen Gesandten nachgesucht. Ob Maximilian überhaupt etwas bewilligte, ist zweifelhaft. Eine Antwort von ihm war noch nicht eingetroffen, als am königlichen Hoflager die Flucht beschlossen wurde. Noch am Vormittag des 9. November verließ Friedrich die Hauptstadt — also nicht, wie bei Schiller zu lesen ist, in der Nacht, die auf die Schlacht folgte. [11])

Ein Teil der geheimen Kanzlei Anhalts war schon tags vorher den Siegern bei der Verfolgung des böhmischen Trosses in die Hände gefallen. [12])

Der Ansicht Schiller's, „Prag sei noch nicht unrettbar verloren gewesen, da Mansfeld noch in Pilsen stand, Bethlen Gabor sich jeden Augenblick feindselig erklären und die geschlagenen Böhmen sich erholen konnten u. s. w.“, wird von den neuesten Geschichtschreibern der Schlacht am weißen Berge entschieden widersprochen. Mansfeld hatte kurz vorher durch zweideutige Unterhandlungen mit Buquoy seine Unzuverlässigkeit dargethan; das Verhalten der geschlagenen Armee aber sowie die Stimmung der Bürgerschaft in Prag

[1]) Krones, Handbuch der Gesch. Österreichs, III, 431. [2]) Gindely I, 383. II, 180. [3]) Hurter, Ferd. II. VII, 279. [4]) Opel in v. Sybels histor. Zeitschrift XXIII. Bd. S. 295. [5]) Menzel. VI, 340. [6]) Gindely II, 233. [7]) A. a. O. II, 346. [8]) Gindely III, 333 v. 339. Krebs, die Schlacht am weißen Berge, S. 103. [9]) Gindely III, 341. Krebs, 105. [10]) Nach Krebs, 209 verloren die Böhmen höchstens 3000 Mann, die Verbündeten mindestens 1500. [11]) Gindely III, 154. Krebs, 127. [12]) Krebs 125.

Digitized by Google

berechtigte durch nichts zu der Erwartung, daß die Fortsetzung des Widerstandes von Erfolg sein würde. Der Fürst von Anhalt, dem auch Thurn beipflichtete, erklärte sich daher gegen die Verteidigung Prags. [1])

Die Stände Böhmens und Mährens wurden infolge ihrer Niederlage allerdings zu unbedingter Unterwerfung genötigt, die Schlesiens aber retteten durch Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen ihre politischen und religiösen Freiheiten. [2])

Von der unzähligen Menge gemeinen Volkes, die Schiller auf dem Prager Blutgerüst sterben läßt, weiß die Geschichte nichts.

II. Zum zweiten Buch.

§ 5. Der pfälzische Krieg.

In dem Ueberblick über die Lage Deutschlands und Europas nach der Schlacht am weißen Berge, womit Schiller das zweite Buch seines Werkes einleitet, ist von einer bedrohlichen Uebermacht des Hauses Österreich nicht die Rede; es wird vielmehr ausdrücklich bemerkt, daß die Macht der Evangelischen jener der Katholischen das Gleichgewicht halten konnte, wenn nicht „Privatverhältnisse" die protestantischen Reichsglieder unter einander entzweit hätten.

Auffallend ist bei dieser Erörterung Schillers Urteil über den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Während er früher das Verhalten dieses Fürsten gegenüber der böhmischen Rebellion auf ziemlich zweideutige Motive zurückführte, nennt er jetzt dessen Politik eine weise und sagt: „Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher und religiöser Begeisterung, welche einen Souverän nach dem anderen dahinriß Krone und Leben an das Glücksspiel des Krieges zu wagen, strebte Johann Georg dem solideren Ruhme nach das Seinige zu rate zu halten und zu verbessern." Im Widerspruch mit dem, was er sonst über die Stellung der Reichsstände zum Kaiser äußert, mißbilligt er, daß die übrigen Fürsten sich die kursächsische Politik nicht zum Muster nahmen.

Da Schiller seine Ansicht über Johann Georg später noch einmal erheblich modifiziert, [3]) so sei die Würdigung dieses Fürsten bis dahin verschoben, wo seine Politik während des dreißigjährigen Krieges als eine abgeschlossene vor uns liegt.

Die begeisterte Lobrede, die Schiller dem Landgrafen von Hessen-Kassel und den ernestinischen Fürsten dafür hält, daß sie „ihren Heldenarm freiwillig dem schwedischen Helden brachten, daß sie fremde Donner gegen ihren Feind (d. h. den Kaiser und das katholische Deutschland) richteten" dürfte heute nur noch nach dem Geschmack weniger sein. Fürsten, die aus lediglich dynastischem Interesse in den Eingeweiden des eigenen Volkes wühlten, einen Anspruch auf Unsterblichkeit, einen „geheiligten Degen" und „patriotische Tugend" zu vindizieren war hoffentlich nur möglich zu einer Zeit, wo konfessionelle Vorurteile, eingefleischter Partikularismus und weltbürgerliche Träumereien die Gemüter auf eine beklagenswerte Weise befangen hielten. Wie viel hätten in dieser Beziehung unsere Vorfahren von den alten Römern lernen können!

Diesen Fürsten werden später Mansfeld nnd der Administrator von Halberstadt zur Seite gestellt. Ernst von Mansfeld (Schiller legt ihm irrtümlich den Namen seines Vaters bei) wurde nach der Anschauung des Dichters das Werkzeug „das österreichische Haus in Deutschland zu demütigen", sein Degen wird ein siegreicher genannt. Nun wird man sich aber unter den Thaten dieses Mannes vergeblich nach solchen umsehen, die diese schmeichelhaften Bezeichnungen rechtfertigen. Seine wenigen Erfolge gegen Buquoy und Tilly werden durch die Niederlagen bei Budweis und Dessau sicher vollkommen aufgewogen.

Dieser Mansfeld erscheint nun im Verein mit Christian von Braunschweig, der die katholische Geistlichkeit nach Schillers Ausdruck ritterlich haßte, als Verteidiger der deutschen Freiheit und der Sache

[1]) Gindely III, 350. Krebs, 127 bemerkt: „Wer sich der Lauheit, des Mangels an Patriotismus erinnerte, welchen die Prager Bürgerschaft bewiesen hatte; wer an den Geiz, die Engherzigkeit und den geringen nationalen Aufschwung des böhmischen Adels dachte, wer endlich die feige Flucht der Thurnschen Infanterie noch frisch im Gedächtnisse trug, der mußte von längerem Bleiben das Schlimmste fürchten." [2]) Menzel VII, 35, Gindely III, 409 u. 428. [3]) Im fünften Buch.

Digitized by Google

Friedrichs V. Doch kaum sind sie als solche eingeführt, so muß der Dichter bekennen, daß „ihrem Unternehmen die Verteidigung Friedrichs nur den Namen lieh, daß sie die Sache des Pfalzgrafen nicht in Rüstung gesetzt hatte." Trotzdem werden schließlich diese Erzräuber und Mordbrenner von dem Schauplatz ihrer Thaten mit den Worten entlassen: „Zwei Männer, der Unsterblichkeit wert, hätten sie sich ebenso über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal erhoben." (!)

Das Vorgehen Ferdinands II. gegen den Pfalzgrafen unterzieht Schiller einer scharfen und nicht ganz billigen Kritik. Daß der Kaiser nicht gewillt war die Kosten des ihm von Friedrich V. verursachten Krieges zu tragen, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Der Krieg schien ihm nicht bloß ein Recht dazu zu geben, sondern gab es ihm wirklich. Aber aus der Absicht Ferdinands seinen Bundesgenossen auf Unkosten des Pfälzers abzufinden folgte noch nicht, „daß dieser zu grunde gerichtet werden mußte, daß sein Untergang längst im Kabinett des Kaisers beschlossen war, ehe das Schicksal sich gegen ihn erklärte." Die Achtserklärung gegen Friedrich erfolgte erst, als dieser in unbegreiflicher Verblendung trotz seiner Niederlage nicht auf Böhmen verzichten wollte, [1]) und als aus den Papieren seiner Kanzlei offenkundig geworden war, mit welcher Energie er auf den Ruin des Hauses Habsburg hingearbeitet hatte. Aber auch nach der Ächtung und der Übertragung der Kurwürde auf Baiern ist der Kaiser zur Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen in einen Teil seiner ehemaligen Besitzungen bereit gewesen, wie denn unversöhnliche Rachsucht überhaupt nicht zu seinen Charaktereigenschaften gehörte; nur verlangte er, daß Friedrich der beleidigten Majestät Genugthuung biete. Daß er die Achtserklärung, zu der er gesetzlich und moralisch berechtigt war, vornahm, ohne sich mit dem Kurfürstenkollegium verständigt zu haben, war jedoch ein großer Fehler.

§ 6. Der niedersächsisch-dänische Krieg.

Die Schilderhebungen der Söldnerführer, welche unter dem Vorwande der Sache des geächteten Pfalzgrafen zu dienen, das westliche Deutschland mit furchtbaren Raubzügen heimgesucht hatten, waren in folge der Siege Tillys bei Wimpfen und Höchst (1622) und Stadtlohn (1623) kläglich gescheitert, der Herstellung des Friedens schien nichts mehr im Wege stehen. Gleichwohl kam es nicht dazu, vielmehr setzte bald ein neuer Kriegsbrand das ganze nördliche Deutschland in Flammen. Wer trug die Schuld daran? Die richtige Antwort auf diese Frage zu finden ist eine der schwierigsten Aufgaben für die Geschichtschreibung des dreißigjährigen Krieges. Auch Schiller hat dies gefühlt, als er seine darauf bezüglichen Erörterungen mit den Worten begann: „Schwer ist es aus dem Geschrei erhitzter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden." Er vertritt die Ansicht, daß die Nichtauflösung des ligistischen Heeres zu einer Zeit, wo die Gegner desselben völlig aus dem Felde geschlagen waren, als eine Bedrohung der protestantischen Stände gedeutet werden mußte, und daß diesen durch die Besorgnis, der Kaiser wolle den Religionsfrieden aufheben oder wenigstens die widerrechtlich in ihren Besitz übergegangenen Stifter für die Katholiken zurückfordern, die Pflicht auferlegt wurde sich zu ihrer Verteidigung zu rüsten. Diese Furcht begründet er damit, daß „veraltete Verträge kein Zügel sein konnten für einen Fürsten, der seiner Religion alles schuldig zu sein glaubte und jede Gewaltthat durch die religiöse Absicht für geheiligt hielt." Es fragt sich nun, ob die Befürchtungen der Evangelischen wirklich so selbstverständlich und gerechtfertigt waren. Allerdings stand beim Beginn des Jahres 1824 der Liga kein feindliches Heer mehr gegenüber, aber damit war die Situation noch keineswegs eine durchaus friedliche geworden. Auch im Sommer des vorhergehenden Jahres hatten Mansfeld und Christian von Braunschweig den Reichsboden verlassen müssen, und doch waren bis zum Wiedererscheinen der gefürchteten Bandenführer kaum sechs Monate verflossen. Ihre Umtriebe an den Höfen von Paris und London bewiesen, daß ihre Rolle noch nicht ausgespielt war. [2]) Überdies hatte Jakob V., nach-

[1]) Ueber die unvernünftigen Illusionen, mit welchen Friedrich noch zu Ende des Jahres 1620 sich trug, s. Gindely III, 419. [2]) Opel, Gesch. des niedersächsisch-dänischen Krieges II, 11: „Max hielt den Kampf gegen Ende des Jahres 1623 noch keineswegs für beendet, sondern glaubte, Mansfeld und Braunschweig würden einen Versuch zur Unterstützung Bethlen Gabors machen." Ähnliche Besorgnisse äußerte der Landgraf von Hessen-Darmstadt gegen den Kurfürsten von Sachsen. Klopp, Tilly I, 234.

Digitized by Google

dem das spanische Heiratsprojekt gescheitert war, endlich für seinen Schwiegersohn offen Partei genommen und schon im Oktober 1624 ließ er 12000 Mann für Mansfeld ausheben; [1]) ein Bündnis mit Dänemark und Holland sollte ihm die Wiedereinsetzung Friedrichs V. in alle seine Würden und Besitzungen erleichtern. [2]) Die Agenten des letzteren hielten es für angemessen „durch das Geräusch der Waffen die Verständigung zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten zu hintertreiben [3]), und zum Überfluß beglückte auch der Halberstädter die Welt mit der Eröffnung, daß er sein Heil wieder im Kriege versuchen wolle. [4]) Diesen und manchen anderen bedrohlichen Anzeichen gegenüber konnte die Liga nur dann entwaffnen, wenn, wie Baiern es wünschte, die Fürsten Norddeutschlands sich an den Kaiser anschlossen und sich verpflichteten etwaige Angriffe der Holländer, des Halberstädters oder Mansfelds mit vereinten Kräften abzuwehren. Dazu waren sie leider nicht zu bestimmen. [5])

Die Beibehaltung des ligistischen Heeres war demnach genügend motiviert, ohne daß man an eine Vergewaltigung der Protestanten zu denken brauchte.

Daß Ferdinand II. jemals daran gedacht habe den Religionsfrieden umzustoßen, muß bezweifelt werden. Wo er durch positive Verträge der Verantwortung für das Seelenheil seiner Untergebenen sich überhoben fühlte, wußte er seinem Bekehrungseifer Schranken zu setzen. [6]) Die Befürchtungen der Protestanten hinsichtlich der Stifter haben sich später zwar erfüllt, aber unter ganz veränderten Verhältnissen; in den Jahren 1624—25 hat, soweit sich die Sache übersehen läßt, die Restitutionspolitik des Kaisers Maßregeln noch nicht bestimmt. [7])

Im Jahre 1625 nahm die Haltung des niedersächsischen Kreises und des antihabsburgisch gesinnten Auslandes einen für den Kaiser so bedenklichen Charakter an, daß das ligistische Heer zur Offensive gedrängt wurde. Die Verantwortung für den Wiederausbruch des Krieges kann also nicht ausschließlich der katholischen Partei zur Last gelegt werden. [8])

Die beiden Könige des Nordens, welche „sich wetteifernd um die Ehre bewarben den niedersächsischen Kreis zu verteidigen", läßt Schiller diesmal durch das „doppelte Interesse der Religion und der Staatsklugheit" aufgefordert werden der Ausbreitung der kaiserlichen Macht in Niederdeutschland entgegenzutreten. Es ist also nicht mehr die Fürsorge um die deutsche Freiheit, was sie über den Belt bezw. die Eider herübertreibt. Doch trifft bei Christian IV., mit dem wir es vorläufig allein zu thun haben, auch diese neue Motivierung seines Eingreifens in die deutschen Verhältnisse nicht zu. Man weiß, daß vor allem die Rücksichten auf einige deutsche Bistümer, die er für seine Söhne teils schon erworben hatte teils noch zu erwerben hoffte, bei ihm den Ausschlag gegeben haben. [9]) Daß Christian IV. für die protestantische Religion zu den Waffen greife, bestritten ihm seine eigenen Reichsräte; dieselben konnten sogar nicht einmal entdecken, daß der Kaiser oder die Liga etwas Feindseliges gegen Dänemark unternommen hätten. [10])

Wallenstein hatte an der Schlacht am weißen Berge nicht teil genommen, sondern nur sein Regiment. Bei den Anerbietungen, die er dem Kaiser in betreff der Aufstellung eines Heeres machte, ist nach beglaubigten Nachrichten nur von 20000 Mann die Rede gewesen. [11])

Mansfeld unterlag bei Dessau, indem er die Stellung der Kaiserlichen angriff. Sein Tod erfolgte zu Uranowitz in Bosnien. [12])

---

[1]) Klopp I, 231. [2]) Opel II 53. [3]) Klopp I, 206. [4]) Opel I, 585. [5]) Klopp I, 210. Opel II, 17. [6]) Menzel VII, 129. [7]) Opel II, 34. Ebend. sagt S. 150, nachdem er bemerkt, daß die Herstellung der Zustände vom Jahre 1552 und vielleicht auch die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit den Wünschen des Kaisers entsprochen haben dürfte: „Allein nichts deutet darauf hin, daß man bestrebt war diesem Wunsch zu liebe mit Gewalt der Waffen in die Verhältnisse der Bistümer einzugreifen. Einem solchen Verfahren scheint doch auch der Kaiser persönlich abgeneigt gewesen zu sein." [8]) Ranke, XXIII, 24 bemerkt über die oben besprochenen Verhältnisse: „Die Bedrohungen waren gegenseitig." [9]) Opel I, 54: „Christian IV. hatte es schon früh auf die Bistümer Bremen, Verden, Osnabrück abgesehen und wurde der natürliche Schutzherr aller derjenigen Dynastien, welche sich ohne kaiserliche Genehmigung im Besitz geistlicher Güter befanden." Vgl. Mailath III, 103 und das sehr belehrende Schreiben eines Lübecker Patriziers S. 109 f. [10]) G. Droysen, Gustaf Adolf I, 226. [11]) Ranke, Geschichte Wallensteins, XXIII. Bd. der sämtl. Werke. 3. Aufl. S. 15 und 25. [12]) Mitteilungen aus der histor. Litteratur. I, 241.

Digitized by Google

Einen direkten Befehl die Belagerung von Stralsund aufzuheben hat Ferdinand II nicht erlassen; er mußte sich begnügen gegen Wallenstein den Wunsch auszusprechen, derselbe möge die Wichtigkeit der Sache erwägen und nachdenken, wie das Gemeinwohl zu fördern sei.[1]) Für die dem Friedländer zugeschriebene Drohung, er wolle die Stadt nehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden, findet sich kein glaubwürdiges Zeugnis.[2])

§ 7. Das Restitutionsedikt. Der Kurfürstentag zu Regensburg. Gustav Adolf.

Das Restitutionsedikt wurde schon vor dem Abschluß des Lübecker Friedens erlassen.[3]) Mit Unrecht bestreitet Schiller dem Kaiser die Befugnis zu dieser Maßregel. Er war ohne Zweifel formell dazu berechtigt, zumal da die Protestanten in Religionssachen die Giltigkeit der Stimmenmehrheit bei den Reichstagsverhandlungen seit langer Zeit nicht mehr anerkannten.[4])

Die rücksichtslose Ausbeutung dieses Rechtes mußte jedoch als eine große Härte gegen die Evangelischen angesehen werden und erwies sich gar bald als ein unpolitischer und verhängnisvoller Versuch das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen.

Schiller läßt Wallenstein während des Kurfürstentages vom Jahre 1630 zu Regensburg erscheinen und zwar „mit einem Prunke, der selbst den Kaiser verdunkelte." Das ist falsch. Der Friedländer hat, trotz mehrfacher Aufforderungen, Regensburg zu jener Zeit nicht besucht, sondern sich von Böhmen aus direkt nach Memmingen begeben, wo er den Ausgang des Kurfürstentages abwartete.[5])

Auch in anderen Punkten ist Schiller über jene Versammlung schlecht unterrichtet. So heißt es im Widerspruch mit dem wirklichen Sachverhalt, auch die Spanier hätten die Absetzung des Friedländers gefordert.[6]) Ferner soll der französische Kapuzinerpater Josef den Kaiser zur Entlassung seines Feldherrn bestimmt haben. Thatsächlich aber haben die Kurfürsten bei der Audienz vom 13. August jene Maßregel durchgesetzt.[7]) Der Abschluß des Friedens mit Frankreich erfolgte erst zwei Monate später, während Schiller ihn in die Zeit vor Wallensteins Entsetzung verlegt.

Ueber die Reduktion des kaiserlichen Heeres macht Schiller anfangs einander widersprechende Angaben; erst später bemerkt er richtig, daß dasselbe auf 40 000 Mann herabgesetzt wurde.

Die Meinung Schillers, der Kurfürst von Baiern sei schon zur Zeit der Regensburger Versammlung mit Frankreich verbündet gewesen, beruht ebenfalls auf einem Irrtum. Die ligistischen Fürsten bewiesen damals allerdings eine bedenkliche Hinneigung zu der Politik Richelieu's; aber das Bündnis zwischen Maximilian und Ludwig XIII. kam erst im Mai des folgenden Jahres zu stande.

Gustav Adolf ist von Schiller mit all der Sympathie behandelt worden, welche die ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten verdienen; doch kann man nicht behaupten, daß er der späteren „naiv protestantischen Auffassung", welche in dem schwedischen König nur einen frommen Helden im Dienste des evangelischen Glaubens, einen Heiligen des Protestantismus erblickte, Vorschub geleistet habe. Unter den Motiven, die Gustav Adolf zu dem deutschen Kriege bewogen, stellt er die politischen obenan, der religiösen gedenkt er nur beiläufig als eines die Hauptbeweggründe unterstützenden Moments. Daß die Staatsrücksichten bei dem nordischen Helden in erster Linie maßgebend waren, als er den Kriegszug begann, der die Evangelischen aus ihrer äußersten Bedrängnis erretten und ihnen das politische Uebergewicht in Deutschland verschaffen sollte, steht außer Zweifel.[8]) Doch verkennt Schiller die Tragweite derselben, wenn er sie auf diejenigen Interessen beschränkt, welche Schweden mit Dänemark gemein hatte. Zunächst hatte es sich allerdings auch für jene Macht darum gehandelt den Fortschritten der kaiserlichen Gewalt in Niederdeutschland rechtzeitig Schranken zu setzen, und deshalb hatte Gustav Adolf sich Stralsunds angenommen. Aber er gedachte sich

[1]) Mailath III, 155. [2]) Ranke, XXIII, 86. [3]) Am 6. März; der Friede kam zu stande am 22. Mai. [4]) Menzel VII, 182. Mailath III, 171. [5]) Menzel o. a. O. 259. Ranke, XXIII, 130. [6]) Vgl. Ranke, XXIII, 154. [7]) Ebend. 135. Die Wirksamkeit des vielgenannten Paters hat sich überhaupt nur auf die Friedensverhandlungen erstreckt. Was sonst noch über die Rolle berichtet wird, die er zu Regensburg gespielt haben soll, beruht auf Übertreibungen. Vgl. Heyne, der Kurfürstentag zu Regensburg. S. 134 ff. [8]) G. Droysen, Zeitschrift für preuß. Geschichte und Landeskunde. VIII. Jahrgang (1871) S. 487: „Gustav Adolf würde den Krieg unternommen haben, auch wenn kein Restitutionsedikt wäre erlassen worden, wenn es keine um ihres Glaubens willen duldenden evangelischen Christen gegeben hätte." Die ausführliche Begründung dieser Ansicht enthält des genannten Forschers Werk: Gustaf Adolf.

Digitized by Google

nicht auf die Abwehr zu beschränken. Um die Wiederaufnahme der an dem Widerstand der Hansestädte eben gescheiterten maritimen Entwürfe des habsburgischen Hauses zu erschweren, wollte er sich Pommerns versichern und durch die Eroberung dieses Landes das Dominium maris baltici vollständig an Schweden bringen. [1])

Schiller legt großes Gewicht auf die Beweise von Feindseligkeit, die „Wallensteins Übermut und der despotische Stolz des Kaisers" dem Könige gegeben hatten. Von diesen verdient jedoch nur die Unterstützung Polens durch ein Wallensteinisches Hilfscorps Beachtung. Die Zurückweisung der schwedischen Gesandten von dem Lübecker Friedenskongreß war kein unbilliges Verfahren und scheint nach dem Geständnis eines schwedischen Geschichtschreibers dem Könige weder unerwartet noch sehr unwillkommen gewesen zu sein. [2]) Was sonst noch Gegenstand der Beschwerden Gustav Adolfs war, wurde durch seine alten offenkundigen Beziehungen zu den Gegnern des Kaisers sicherlich aufgewogen. Vernehmen wir, wie Zeitgenossen, deren völkerrechtliche Anschauungen hier doch vor allem in betracht zu ziehen sind, darüber urteilten.

Als Gustav Adolf in seinem Kriegsrat die Frage erörtern ließ, welche Schritte gegen den Kaiser zu thun seien, erhoben sich Stimmen, die erklärten, „die Gefahr erscheine noch so entfernt, der Verlust so unbedeutend, die Ehre so unverletzt, daß von einem Verteidigungskriege nicht die Rede sein könne; der Kaiser, welcher sich noch nicht als Feind benommen habe, wünsche die Aufrechterhaltung des Friedens. [3])

Die Kurfürsten, welche im Jahre 1830 mit Ferdinand II. auf recht gespanntem Fuße standen und den Friedländer aus tiefster Seele haßten, bemerkten in ihrem Abmahnungsschreiben an den Schwedenkönig, daß nicht alles zu billigen sei, was ihm zugefügt worden, Gründe zur Anfeindung des Reiches aber nicht vorlägen. [4]) Derselben Ansicht war auch ein gekrönter Kurfürst des vorigen Jahrhunderts, dem man durchaus keine Sympathien für die österreichische Politik zuschreiben kann, und der auch als ein kompetenter Beurteiler internationaler Verhältnisse gelten muß. Friedrich der Große schrieb, nachdem er die Beschwerden Gustav Adolfs gegen den Kaiser kurz zusammengefaßt, die denkwürdigen Worte nieder: „Ist es recht, daß solche frivole Dinge die Nationen wider einander bewaffnen, den Ruin der blühendsten Provinzen herbeiführen, und daß das menschliche Geschlecht sein Blut vergießt, um den Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen zu befriedigen." [5])

Daß „Gewissensrücksichten", d. h. der Wunsch den bedrängten Protestanten Deutschlands zu Hilfe zu kommen, auf Gustav Adolfs Entschließungen mit eingewirkt haben mögen, wer möchte das leugnen? Lag es für ihn doch so nahe, mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden. [6]) Aber er war ein zu verständiger Politiker, als daß er das kirchliche Moment jemals zur entscheidenden Triebfeder seiner Handlungen werden ließ. Wie untergeordnet die religiösen Rücksichten bei ihm waren, zeigte sich darin, daß von den Bedingungen, unter welchen er noch nach seiner Landung in Pommern auf die Bekämpfung des Kaisers verzichten wollte, „eine jede sich auf die baltische Frage, keine derselben sich auf die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands bezog." [7]) Später wurde zwar „die evangelische Mission", die Rettung des deutschen Protestantismus mit größerer Entschiedenheit in das Programm des Königs aufgenommen, aber „auch da noch war sein Verhalten im Reich und zu den evangelischen Ständen nicht nach dem Glauben, sondern nach der schwedischen Politik bemessen." [8])

Nach Schiller wurden Gustav Adolfs Gründe zur Intervention in Deutschland verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland. Von großem Gewicht können dieselben nicht gewesen sein, denn sie gingen von Fürsten aus, die dem Schweden nichts bieten konnten und nur durch ihn gewinnen wollten.

[1]) Im Jahre 1644 erklärte Oxenstiern im schwedischen Reichsrate: „Pommern und die Seeküste sind gleich einer Bastion für die Krone Schweden. Darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser; das war die vornehmste Ursache, welche Seine selige Majestät unter die Waffen brachte." Geijer, Gesch. Schwedens, III, 83. [2]) Geijer, III, 155. Mailath III, 158 macht über diesen Punkt die treffende Bemerkung. „Daß es in unserer Zeit noch Schriftsteller giebt, die deshalb ungünstig von Wallenstein reden, ist ein trauriger Beweis, daß historische Unbefangenheit noch manchem Deutschen fehlt, der da Geschichtsschreiber oder Geschichtsforscher sein will." [3]) v. Raumer, Gesch. Europas ꝛc. III, 493. [4]) Menzel, VII, 267. [5]) Oeuvres de Frédéric II, Bd. II, 35. [6]) G. Droysen, Zeitschr. für preuß. Gesch. ꝛc. VII, 487: „Er konnte seinen Sympathien folgen, wenn er das vollführte, was für die Existenz seines Staates politische Notwendigkeit war." [7]) Droysen, a. a. O. und Gustaf Adolf II, 129. [8]) G. Droysen in der erw. Zeitschr. VIII, S. 488.

Digitized by Google

Daß diejenigen, welche in Gustav Adolf „den einzigen Fürsten" erblickten, „von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte", später gründlich enttäuscht wurden, muß selbst Schiller zugeben. „Unverkennbar", heißt es in seinem Schlußurteil über diesen Fürsten, „strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war. Sein Ziel war der deutsche Kaiserthron und diese Würde war in seiner Hand einem weit größeren Mißbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu erwarten hatte." Er hält auch nicht mit dem Geständnis zurück, daß Gustav in seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen „ganz die Großmut des Helden und den heiligen Charakter des Beschützers verleugnete." Mit dieser Auffassung des schwedischen Königs befindet sich die heutige Geschichtschreibung in voller Übereinstimmung, nur daß Gustav Adolf nach der Kaiserkrone getrachtet habe, ist nicht erwiesen.

Wenn Schiller behauptet, zur Zeit der Landung Gustav Adolfs sei die Macht des Kaisers furchtbar, seine Hilfsmittel unerschöpflich gewesen, so liegt darin eine Übertreibung. Die Lage Ferdinands II. hatte sich in kurzer Zeit durch den italienischen Krieg, durch die Wirkungen des Restitutionsedikts, durch das Mißtrauen der Liga und die drohende Haltung Frankreichs und Hollands sehr zu seinen Ungunsten verändert, so daß Wallenstein sagen konnte: „Der status im Reiche ist niemals gefährlicher gewesen." [1]) Das erkennt später auch Schiller an, indem er sagt, daß der unglückliche Ausgang der Breitenfelder Schlacht den längst schon entschiedenen Verfall der österreichischen Macht, den bloß der Schimmer eines großen Namens verdeckte, sichtbar machte.

Was Schiller zum Lobe der Disciplin in der schwedischen Armee vorbringt, kann nur für die erste Zeit ihres Aufenthaltes auf deutschem Boden gelten, und auch da nur mit Einschränkung. [2]) Man denke an die Plünderung des neutralen und den Schweden freundlich gesinnten Frankfurt a. O.

§ 8. Die Feldzüge von 1630 und 1631. Die Katastrophe Magdeburgs.

Die Landung der Schweden am 4. Juli 1630 geschah nicht auf der Insel Ruden, auch nicht auf Wollin, sondern ausschließlich auf Usedom. [3])

Die Bemerkung über den Herzog Bogislaw: „Er säumte nicht den gethanen Schritt (d. h. die Aufnahme der Schweden in Stettin) bei dem Kaiser durch die Notwendigkeit zu entschuldigen; aber von der Unversöhnlichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in enge Verbindung" enthält offenbar einen Widerspruch. War der Herzog wirklich von der ihm zugeschriebenen Überzeugung erfüllt, welchen Zweck hatte dann sein Entschuldigungsschreiben?

Von dem Manifest Gustav Adolfs sagt Schiller, daß in demselben „alle schon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hergezählt wurden." Er hätte jedoch die „Gewissensgründe" ausschließen sollen, denn des bedrängten Protestantismus ist in jenem Schriftstück mit keinem Worte gedacht. [4])

Die Annahme, daß es dem Kaiser mit den Friedensunterhandlungen, welche zu Danzig vor sich gehen sollten, nicht ernst gewesen sei, stützt sich auf falsche Voraussetzungen. Ferdinand wünschte aufrichtig den Frieden, wie ein Schreiben desselben an Wallenstein vom Januar 1630 zeigt, worin er erklärt, „ein Krieg mit Schweden sei, wo nicht gefährlich, doch ganz unnütz, da er weder Gelegenheit noch Mittel habe von den schwedischen Landen etwas zu gewinnen, anderseits aber zu befürchten stehe, daß durch den Schweden und seinen Anhang das Reich und die Erblande in Gefahr kommen könnten." [5]) Die Vereitelung des Danziger Kongresses war das Werk der Schweden, [6]) Erklärten doch sogar die dänischen Gesandten, das Verhalten derselben sei auf Verachtung des Kaisers berechnet. [7]) Die Bedingungen, welche Gustav Adolf dem Kaiser stellen wollte, verrieten durchaus keine Neigung zur Verständigung; sie waren derartig, daß der kaiserliche Bevollmächtigte, als er sie kennen gelernt hatte, ausrief, und zwar nach dem Geständnis eines schwedischen Geschichtschreibers *nicht ohne Grund*: [8]) „Was könnte der König mehr verlangen, wenn er als Sieger mitten in Deutschland stände?"

[1]) Droysen II, 126. Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly. 217 ff. [2]) Vgl. Janssen, a. a. O. 169 f. [3]) Geijer, Gesch. Schwedens. III, 168. [4]) Mailath III, 211 ff. [5]) A. a. O. 205. [6]) Menzel, VII, 238. Mailath III 208. [7]) Klopp, Tilly II, 71. [8]) Geijer III, 161.

Digitized by Google

Den Feldherrn der Liga hat Schiller mit großer Unbill behandelt. Er wirft ihm nicht nur blinden Religionseifer, sondern auch blutdürstige Verfolgungssucht und natürliche Wildheit vor. Dieses Urteil gründet sich vornehmlich auf die Rolle, welche Schiller den Grafen Tilly bei der Eroberung Magdeburgs spielen läßt. Wir werden bald sehen, daß demselben weder die Zerstörung dieser Stadt noch die von seinen Truppen dabei begangenen Schandthaten zur Last zu legen sind. Was sonst über Tillys Blutdurst und Grausamkeit berichtet wird, beruht größtenteils auf Übertreibung und gehässigen Entstellungen. Zwar hat auch Tillys Kriegsführung die verderblichsten Spuren hinterlassen, aber das lag in dem gewaltthätigen Geiste jener harten Zeit, er teilte in dieser Beziehung das Los der übrigen Heerführer im dreißigjährigen Kriege. Was ihn jedoch von einem Mansfeld, einem Christian von Braunschweig und selbst von Wallenstein vorteilhaft unterscheidet, das ist seine Biederkeit, die ihn niemals eigennützige Zwecke verfolgen ließ; das ist sein unaufhörliches Bemühen den Völkern die Segnungen des Friedens wieder zu verschaffen und die Leiden des Krieges nach Kräften zu lindern. Es fehlt bei ihm nicht an Beweisen von Großmut gegen überwundene Feinde, nicht an Beispielen von Toleranz gegen Andersgläubige. [1])

Die Darstellung der Belagerung und Zerstörung Magdeburgs gehört zu den unzuverlässigsten Partien des Schillerschen Werkes, und hat nicht mit Unrecht dem Dichter den Vorwurf der Parteilichkeit zugezogen.

Tilly hat bei seinem Erscheinen vor Magdeburg nicht allein den Administrator, sondern auch die Bürgerschaft zur Unterwerfung aufgefordert. Die von den Magdeburgern aufgegebenen Vorstädte Sudenburg und Neustadt wurden nicht, wie Schiller behauptet, von dem Feinde in Asche gelegt, sondern von den Bürgern selbst, die sich dadurch die Verteidigung erleichtern wollten. Die Antworten des Administrators und des Magistrats auf Tillys Mahnung zur Übergabe lauteten keineswegs so entschieden ablehnend, wie Schiller angiebt. Sie enthielten vielmehr die Erklärung, daß man die Vermittelung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sowie der Hansestädte nachsuchen und deren Vorschlägen sich nach Billigkeit accomodieren wolle; zu diesem Zweck wurden Pässe für die Unterhändler verlangt. [2]) Freilich mußte Tilly sich bald überzeugen, daß die Belagerten nur darauf ausgingen Zeit zu gewinnen; denn als er die Pässe übersandt hatte, beeilten jene sich keineswegs davon Gebrauch zu machen, sondern begehrten nun auch einen Waffenstillstand, den der Führer des Belagerungsheeres nicht bewilligen konnte, ohne sich aufs äußerste zu gefährden. [3])

Das zweite Schreiben Tillys an die Bürgerschaft, nach Schiller in gemäßigterem Tone gehalten, gab an Entschiedenheit dem ersten nichts nach, ja es war darin sogar ausgesprochen, daß es für die von Magdeburg in Aussicht genommene Vermittelung zu spät sei, und die Stadt nur durch eine schnelle Kapitulation das drohende Unglück von sich abwenden könne. [4]) Auch war die Wirkung desselben keineswegs „eine desto tiefere Sorglosigkeit" auf seiten der Belagerten, sondern der Tillysche Parlamentär wurde zurückgehalten, und am 19. Mai faßte der Rat den Beschluß mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten. Gedanken an Übergabe hatten auch vorher schon einem Teil der Bürgerschaft nahe gelegen, aber die Stimmen der Gemäßigten waren durch die Vorspiegelungen und den Terrorismus Falkenbergs und seiner Anhänger sowie durch die fanatischen Prediger zum Schweigen gebracht worden. [5])

Auf die Einnahme von Mastricht wurde nicht beim ersten, sondern beim zweiten Kriegsrat hingewiesen. Es handelte sich dabei um die Frage, ob ein mehrere Stunden nach Tagesanbruch unternommener Angriff Aussicht auf Erfolg habe. [6])

---

[1]) Bei der großen Menge der Thatsachen, auf die das oben Gesagte sich stützt, kann hier nur im allgemeinen auf die Monographien von Villermont und Klopp und namentlich auf das Werk des Protestanten Wittich: „Magdeburg. Gustav Adolf und Tilly" verwiesen werden. Der an letzter Stelle genannte Forscher, dem das Verdienst gebührt das unparteiischte und treueste Bild des geschichtlichen Tilly entworfen zu haben, sagt S. 207. „Daß Tilly verleumdet ist, wie wenige Männer der Geschichte, ist eine Thatsache, die in populären Darstellungen immer noch ignoriert werden mag, die indes von der kritischen Wissenschaft längst anerkannt worden. Er war der grausame Wüterich nicht, als welcher er zumal in hinsicht auf Magdeburgs trauriges Geschick zwei Jahrhunderte in der Tradition gelebt hat. Seine persönlichen Eigenschaften, seine Uneigennützigkeit und Pflichttreue, seine überzeugungsvolle Hingebung, seine Schlichtheit und Sittenreinheit und mit einem Worte die strenge Ehrenhaftigkeit dieses Mannes sind neuerdings mehr und mehr gewürdigt worden." [2]) Villermont, Tilly 457 und 485. Klopp a. a. O. II 223, 234, 243. Wittich, a. a. O. 303, 473, 482. [3]) Wittich 483. [4]) A. a. O. 484. Droysen, Gust. Ad. II, 330. [5]) Villermont 471, Klopp II, 283. [6]) Klopp II, 273, Wittich 491.

Digitized by Google

Falkenberg war bei Beginn des Sturmes nicht mit der Abfertigung des Tillyschen Trompeters beschäftigt, sondern damit, durch eine lange Rede den versammelten Rat und Bürgerausschuß hinzuziehen und so die Unterhandlungen mit Tilly zu verhindern. [1])

Unrichtig ist auch, was Schiller über den Ausgang dieses Mannes berichtet. Er läßt ihn am „neustädtischen Thore" zurückgeschlagen werden und nach einer andern Seite fliegen, wo ihn die feindlichen Kugeln zu Boden strecken. Falkenberg drängte jedoch bei seinem Angriff auf die Pappenheimer diese zurück und fiel bei einem neuen Vorstoß derselben in der Nähe des genannten Thores. [2])

Für die bei und nach der Erstürmung Magdeburgs verübten Greuelthaten macht Schiller den Grafen Tilly ohne Einschränkung verantwortlich. Zwar kann er sich nicht verhehlen, daß ein Befehl zur Schonung bei den Truppen desselben vergeblich gewesen sein würde; aber nach ihm „gab sich Tilly auch nicht die Mühe" das Los der unglücklichen Stadt zu mildern; „sein Stillschweigen machte den Soldaten zum Herren über das Leben der Bürger." Schiller hat hierbei nicht berücksichtigt, daß der General gar nicht in der Lage war seinen Kriegern von vornherein Schonung zu gebieten, da nach dem geltenden Kriegsrecht die Plünderung einer mit Sturm genommenen Stadt zugestanden werden mußte. Dem Morden und den Freveln wider das weibliche Geschlecht ist der Ligistenführer entgegen getreten, soweit es bei seiner schwachen Autorität möglich war, [3]) Die Angabe, daß er ligistischen Offizieren, die ihn baten dem Blutvergießen Einhalt zu thun, geantwortet habe: „Kommt in einer Stunde wieder, ich werde dann sehen, was sich thun läßt", ist jetzt allgemein als eine grobe Verleumdung anerkannt. Sie stammt aus einem unter schwedischem Einfluß entstandenen Werke, dem Soldat suédois des Genfer Professors Spanheim, wo ihr jedoch die Bemerkung vorausgeht: Wenn das, was man beständig berichtet, wahr ist." Mit Weglassung dieses Vorbehalts hat sie der Engländer Harte in sein „Leben Gustav Adolfs" aufgenommen, dem Schiller gefolgt ist. [4])

Die Einäscherung der Stadt führt der Dichter darauf zurück, daß man, um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt hatte, und daß ein Sturmwind die Flammen durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Damit wird den Kaiserlichen im allgemeinen, nicht ihrem Oberfeldherrn, die Brandstiftung zur Last gelegt, und das fürchterliche Umsichgreifen der Feuersbrunst mit einem zufälligen Ereignis in Verbindung gebracht — eine Ansicht, die bis in die neueste Zeit gewichtige Vertreter gefunden hat. [5]) Aber Schiller geht bald darüber hinaus. Bemerkungen wie: „Tilly, dessen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten", — „der Geist von Magdebnrg schien über ihm zu schweben" oder „er befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Manen", lassen unschwer erkennen, wen er als den Urheber der Katastrophe vom 20. Mai 1631 betrachtet. Daß er damit dem Andenken Tillys eine unverdiente Schmach anheftet, ist durch die neueren Forschungen hinlänglich dargethan worden; es ist unumstößlich nachgewiesen, daß der vielgeschmähte Heerführer weder direkt noch indirekt die Zerstörung Magdeburgs veranlaßt hat, [6]) daß er den Untergang dieser wichtigen Stadt nicht bloß aus Mitgefühl mit den unglücklichen Bewohnern derselben beklagt, sondern auch als einen unersetzlichen Verlust für die von ihm verfochtene Sache empfunden hat. Wollte er doch die Elbstadt zum Stützpunkt seiner weiteren Operationen machen, sollte doch sein durch Entbehrungen hart mitgenommenes Heer an den reichen Vorräten derselben sich erholen.

Ein ebenso starkes Interesse hatten seine Truppen an der Erhaltung der Stadt: sie wollten sich mit den Schätzen der Bürger bereichern. Wie wenig wahrscheinlich ist es also, daß sie sich selbst um die bereits gesicherte Beute betrogen haben sollten. [7])

Die Umstände, unter welchen die Feuersbrunst zum Ausbruch kam, waren derartig, daß schon in offiziellen Berichten aus dem kaiserlich-ligistischen Heere, welche unmittelbar nach dem Falle Magdeburgs an den Kaiser und den Kurfürsten von Baiern abgingen, teils andeutungsweise, teils direkt und positiv die Ein-

[1]) Wittich, 494. [2]) Klopp II, 276. Droysen, Gust. Ad. II, 334. [3]) Villermont 493, Klopp II, 282 f. [4]) Hülße, Histor. Tradition der Katastrophe der Stadt Magdeburg im J. 1631. Progr. des Pädagogiums zum Kloster U. l. F. in Magdeburg 1877. S. 22 ff. [5]) Hülße a. a. O. S. 32. [6]) Vgl. Bensen, das Verhängnis Magdeburgs, und die angeführten Werke von Villermont, Klopp und Wittich. [7]) Wittich, 38 f. 645.

Digitized by Google

äscherung der Stadt den Bürgern zugeschrieben wurde.[1]) Diese Vermutung ist in neuester Zeit durch unverdächtige Zeugnisse nahezu in Gewißheit verwandelt worden; namentlich lassen die aus niederländischen Archiven beigebrachten Aufschlüsse kaum noch einen Zweifel darüber bestehen, daß der Brand Magdeburgs das Werk Falkenbergs und einer ihm blind ergebenen, verzweifelten Partei unter der Bürgerschaft gewesen ist, die lieber alles opfern, als dem verhaßten Gegner den Besitz der wichtigen Festung und ihrer Reichtümer gönnen wollte.[2])

Tilly, den Schiller erst am 23. Mai (13. a. St.) in der Stadt erscheinen läßt, war schon am 20. mit seinen Truppen in dieselbe gekommen. Die Einwohner, welche sich nach dem Dome geflüchtet hatten, konnten diesen schon am 22. verlassen. Nicht in Tillys, sondern in Pappenheims Bericht wurde Magdeburgs Schicksal mit dem Trojas und Jerusalems verglichen.[3]) Daß das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Geschick Frohlocken durch das ganze katholische Deutschland verbreitet haben soll, ist unwahr.[4])

Was von Tillys Gemütsbewegung im Hause des Leipziger Totengräbers berichtet wird, ist erfunden.[5]) Die Beratung zwischen dem König von Schweden und den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg fand nicht zu Torgau, sondern zu Düben statt.

In der Schlacht bei Breitenfeld hatte Tilly sein Geschütz *vor* der Front. Die schwedisch-sächsische Armee war der kaiserlich-ligistischen überlegen. Die Niederlage Tillys wurde vornehmlich dadurch verursacht, daß Pappenheim bei seinem ungestümen Vordringen die Fühlung mit dem Centrum verlor, daß der rechte Flügel sich bei der Verfolgung der Sachsen zu weit fortreißen ließ, und daß es der überlegenen Taktik der Schweden gelang durch rechtzeitige Heranziehung ihrer Reserve gegen die Flankenangriffe der Feinde Front zu machen.[6])

III. Zum dritten Buch.

§ 9. Der Feldzug vom Jahre 1632. Wallensteins zweites Auftreten.

Mit Unrecht wirft Schiller bei der Besprechung der Neutralitätsverhandlungen zwischen dem Schwedenkönig und der Liga (im Winter 1631—32) dem Kurfürsten von Baiern Treulosigkeit und Hinterlist vor. Derselbe konnte die ihm gestellten Bedingungen einfach nicht annehmen.[7])

Die Geschichte Wallensteins während seines zweiten Generalats erzählt Schiller im engsten Anschlusse an Khevenhillers Annalen. Indem er die Angaben dieses sehr oft unzuverlässigen Gewährsmannes ohne weitere Prüfung in seine Darstellung aufnimmt und dabei seiner Phantasie eine thätige Mitwirkung gestattet, liefert er eine Charakteristik des Feldherrn, die ihm schließlich selber verdächtig vorkommt. Er geht von der Voraussetzung aus, daß der Friedländer in seiner unfreiwilligen Muße nicht nur auf Genugthuung für seinen verletzten Ehrgeiz und auf Rache gegen seinen Widersacher gesonnen, sondern seine Entwürfe auf die höchste Machtstufe gerichtet habe. „Der Schlag", heißt es, „der ihn auf dem Regensburger Reichstage zu boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen *ursprünglicher* und *übertragener* Gewalt und den Abstand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel seiner Herrschergröße durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besessen, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrissen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glückes noch für ihn zu ersteigen war. Erst nachdem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lüstern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber."

---

[1]) A. a. O. 5. [2]) Mailath, III, 249. Ranke, XXIII, 148 f. Wittich, 652: „Es würde Hyperkritik sein, wollte man noch länger an einer prämeditierten Brandstiftung von seiten Falkenbergs zweifeln." Derselbe Forscher (ein Protestant) sagt S. 144: „Was die That noch besonders unheimlich düster erscheinen läßt, das ist ihre geflissentliche Geheimhaltung, auch nachdem alles vorüber war; das ist die planmäßige Verläumdung, wodurch die Eroberer der Stadt, erst Pappenheim und schnell auch Tilly selbst, als Mordbrenner von Magdeburg dem religiösen und nationalen Haß, der allgemeinen menschlichen Entrüstung der zeitgenössischen wie der zukünftigen Generation preisgegeben wurden; das ist — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen — die tendenziöse Ausbeutung und Ueberlieferung dieser That wider besseres Wissen." [3]) Wittich, 39. [4]) Hülße, a. a. O. S. 3 u. 12. [5]) Mailath III, 259. [6]) Villermont, 569 ff. Droysen, Gust. Ad. II, 399 ff. Wittich, 764 ff. [7]) Mailath III, 275 ff. Der bei dieser Gelegenheit erwähnte Kurfürst von Trier heißt bei Schiller irrtümlich von Zeltern; es muß heißen: v. Sötern.

Digitized by Google

Dieses Thema von Wallensteins „unbegrenzten Entwürfen" und seiner Begierde sich an dem Kaiser zu rächen kehrt nun bei Schiller in den verschiedensten Variationen wieder.

Daß Wallenstein den Schlag von Regensburg niemals verwunden, daß er besonders gegen den Haupturheber desselben, Maximilian von Baiern, einen unversöhnlichen Groll genährt, daß er auf die Wiedereinsetzung in seine reichsfürstliche Stellung hingearbeitet hat, ist nicht zu bezweifeln. Er war sogar, wie seine auch von Schiller erwähnten Unterhandlungen mit Gustav Adolf vor und unmittelbar nach der Breitenfelder Schlacht bezeugen, einmal nahe daran sich mit dem Schwedenkönig gegen den Kaiser zu vereinigen. [1]) Aber das Scheitern dieser Absicht genügte, um ihn von seinen hochverräterischen Umtrieben für die nächste Zeit abzubringen. [2]) Eine solche Konsequenz, wie Schiller sie ihm zuschreibt, vertrug sich durchaus nicht mit dem Charakter Wallensteins, der zwar mit außerordentlicher Zähigkeit den großen Zielen seines Ehrgeizes zugewandt blieb, aber in der Wahl der Mittel veränderlich war bis zur Unberechenbarkeit. Wallenstein verfolgte daher auch bei seinen Unterhandlungen mit Arnim nicht den von Schiller angegebenen Zweck: „durch eine Vereinbarung mit Sachsen dem Kaiser und dem Könige von Schweden gleich fürchterlich zu werden, auf dem Ruin von beiden den Bau seiner eigenen Größe zu begründen;" es konnte bei der Zusammenkunft der beiden Generale zu Kaunitz nicht „das Siegel auf die Verschwörung gedrückt werden." [3]) Worauf es Wallenstein und Arnim abgesehen hatten, wird der weitere Verlauf der Ereignisse lehren.

Schiller macht die Bemerkung, daß, als Ferdinand bei Wallenstein Rettung suchte, „die spanischen Minister und der Kurfürst von Baiern laut und nachdrücklich ihr Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben." Das ist hinsichtlich der ersteren unrichtig; die Spanier hatten schon im Mai 1631 die Wiederanstellung des Friedländers gefordert. [4])

Die Verhandlungen des Fürsten Eggenberg mit Wallenstein sind von Schiller vielfach ausgeschmückt worden. Die letzte Zusammenkunft fand nicht zu Znaim statt, sondern zu Göllersdorf, einem Orte halbwegs zwischen Znaim und Wien. [5])

Schiller sagt, nachdem er die Bedingungen aufgezählt, von welchen Wallenstein die Übernahme des zweiten Kommandos abhängig machte: „Ferdinand, im Verstellen geübt, bewilligte ihm alles, was er verlangte." Damit ist jedoch zu viel behauptet, denn jene Bedingungen und die Zugeständnisse des Kaisers sind nur teilweise festgestellt. [6]) Dem Friedländer wurden nachweisbar bewilligt: a) Die Anerkennung seiner Ansprüche auf Mecklenburg, und für den Fall, daß seine Restitution in diesem Herzogtum sich als unausführbar erweise, die Zusicherung eines Äquivalents, bestehend in einem andern Fürstentum gleicher Würde und gleichen Nutzens. Als Entschädigung für das vom Feinde besetzte Mecklenburg überwies ihm Ferdinand interimistisch das Fürstentum Glogau. b) Das ausschließliche Kommando innerhalb des Reiches und volle Selbständigkeit bei seinen militärischen Operationen. c) Die Zusicherung, daß der König von Ungarn niemals bei der Armee erscheinen solle. [7]) d) Eine Assekuration auf ein österreichisches Erbland, d. h. eine An-

[1]) Hinsichtlich dieser Unterhandlungen weichen die Angaben der neueren Geschichtschreiber nur in unwesentlichen Punkten von Schillers Darstellung ab. Nach jenen hat Wallenstein nur 12000 Mann schwedischer Truppen begehrt und anfangs nur im allgemeinen seinen Abfall vom Kaiser in Aussicht gestellt; erst nach der Schlacht bei Breitenfeld vermaß er sich den Kaiser nach Italien zu verjagen. Hurter, Wallensteins vier letzte Lebensjahre, S. 102. Ranke, XXIII, 152 f. [2]) Ranke, a. a. O. S. 154. „Wenn jemals ein anderer, so lebte Wallenstein fortwährend in der Anschauung und dem Mitgefühl der großen politischen Gegensatze und ihres Kampfes. Sein Sinn ging von Natur dahin, in ihrer Mitte sein eigenes Interesse und seine eigenen Gedanken geltend zu machen. Wenn er sich von dem Hause Österreich, seitdem er in Regensburg den Gegnern aufgeopfert worden war, in seinem Herzen geschieden und seine Interessen selbst im Bunde mit den Schweden geltend zu machen entschlossen hatte, so hinderte ihn das nicht mit demselben auch wieder anzuknüpfen, sobald er unter Umständen, die es für ihn selber ratsam erscheinen ließen, dazu aufgefordert wurde." [3]) Schiller behauptet, daß die erste Frucht dieser Verabredung die Eroberung Böhmens gewesen sei. Sie fand jedoch statt, als die Sachsen den größeren Teil von Böhmen und die Hauptstadt schon innehatten. Hürter a. a. O. 111. Ranke, a. a. O. 156. [4]) Ranke, 155. Hallwich, Wallensteins Ende, Einleitung LXXXIX. Hurter, Wall. vier l. L. 355. [5]) Hurter, Wall. vier l. L. 84, Ranke XXIII. 162. [6]) Ranke, XXIII. 163: „Sie sind nur in sehr unvollkommener Form bekannt geworden und haben so zu mancher unbegründeten Vorstellung Anlaß gegeben." Hallwich a. a. O. LXXXVIII: „Die vielbesprochenen Bedingungen, unter welchen Wallenstein das zweite Generalat empfing, sind bis heute nicht in authentischer Form bekannt geworden. Vgl. Hurter a. a. O. 85. Anm. 9. [7]) Daß obige Bestimmung auch für den Kaiser gegolten habe, bestreiten Ranke und Hallwich S. 325. bezw. LXXXIV. Anm. 108.

Digitized by Google

weisung auf eine Zahlung aus den Einkünften der Erblande, nicht die Zuerkennung eines Erblandes selbst. [1]) e) Überlassung eines der Regale in den Reichslanden. [2]) f) Das Konfiskations- und Begnadigungsrecht in den eroberten Ländern. g) Das Recht sich jederzeit in die kaiserlichen Erblande zurückziehen zu dürfen.

Dagegen ist Wallenstein niemals als Generalissimus der spanischen Krone anerkannt worden, obwohl er eine dahin zielende Forderung gestellt hat. [3]) Auch behielt sich der Kaiser die Ernennung der oberen Befehlshaber vor. [4])

Wallenstein erhielt auch die Befugnis zur Einleitung von Friedensunterhandlungen; höchst wahrscheinlich hat ihm Ferdinand zur Erleichterung derselben die Aufhebung des Restitutionsedikts in Aussicht stellen lassen. [5]) Endlich war ihm versprochen worden, daß er weder durch den Beichtvater des Kaisers, noch durch andere in seinem Dienst und in seinen Handlungen gestört werden sollte. [6])

Die Forderungen des Friedländers sind bei Schiller mit folgenden Worten motiviert: Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vorteile gemißt werden, deren sich Wallenstein in seinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen suchte. Dieser Plan erforderte, daß dem Kaiser alle Autorität in Deutschland entrissen und seinem Generale in die Hände gespielt wurde." Dies entspricht des Dichters vorgefaßter Meinung, aber nicht dem wirklichen Sachverhalt. Der Friedländer stellte seine Ansprüche so außerordentlich hoch, weil er sich gegen eine neue Entsetzung für immer sichern und die großen Angelegenheiten Deutschlands nach seinem Gutdünken entscheiden wollte. Daß bei dieser Entscheidung seine eigenen Interessen nicht minder als die des Hofes gewahrt werden sollten, verstand sich bei ihm von selbst. „Für sich selbst ebenso wohl als für den Kaiser zog er ins Feld." [7])

Die Verzögerung seines Angriffes auf die in Böhmen stehenden Sachsen wird von Schiller richtig mit seiner Absicht in Verbindung gebracht den Kurfürsten Johann Georg von der schwedischen Allianz zu trennen. Dagegen verfolgte Wallenstein mit seinem Plane in Sachsen einzufallen nicht bloß den ihm von Schiller zugeschriebenen Zweck, er gedachte auch die Schweden hierdurch von Baiern abzulenken. [8]) Der gegen ihn erhobene Vorwurf, daß er, gleichgiltig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaisers müßig in Böhmen stehen blieb und den Kurfürsten seinem Schicksale überließ", ist also nicht begründet.

Über das Zusammentreffen Maximilians von Baiern mit dem Friedländer bei Eger bemerkt Schillers Gewährsmann, Khevenhiller: „Beider Interesse und die Erhaltung von Land und Leuten hat aus der Not eine Tugend gemacht, daß beide ihre Passiones in Freundlichkeit und Vertrauen verkehrt; und haben die Curiosi bemerkt, daß ihre kurfürstliche Durchlaucht die Kunst zu dissimulieren besser als der Herzog gelernt." [9]) Schiller schmückt diese Angabe folgendermaßen aus: „Maximilian zwar, in der Kunst des Verstellens geübt, besaß Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gefühle auch nicht durch einen Zug zu verraten; aber in Wallensteins Auge funkelte eine hämische Siegesfreude, und der Zwang, der in allen seinen Bewegungen sichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der sein stolzes Herz übermeisterte."

Die Kämpfe um Nürnberg und die Schlacht bei Lützen sind im ganzen richtig dargestellt, wie denn Schiller überhaupt bei der Schilderung der militärischen Operationen ziemlich zuverlässig ist.

Der von Schiller erwähnte, aber nicht unterstützte Verdacht, daß der Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg den Schwedenkönig erschossen habe, ist ganz unbegründet. Die Ohrfeige von Gustav Adolf soll nicht er, sondern sein Bruder Heinrich Julius erhalten haben. Die Nachricht, daß Franz Albrecht der erste gewesen sei, der Wallenstein die Nachricht von dem Tode des Königs überbrachte, scheint auf einer Verwechselung mit der Thatsache zu beruhen, daß dieses Ereignis im allgemeinen durch den Herzog zuerst bekannt wurde. [10])

---

[1]) So Ranke, 326 auf grund einer italienischen Fassung dieser Artikel. [2]) Nach Rankes Vermutung das Salz- oder Bergregal. [3]) Ranke, XXIII. 164 u. 327. [4]) Ebend. 161. Hurter, a. a. O. 87. [5]) Hurter, 218. Ranke, 165, 328 u. 159. [6]) Ranke 160. [7]) Ebend. 165. [8]) Ebend. 167: „Wallenstein blieb bei dem noch vor seinem Wiedereintritt besprochenen und genehmigten Plane, nach der Wiedereroberung Böhmens in Sachsen vorzudringen, um den König zu nötigen dem Kurfürsten zu Hilfe zu kommen, wodurch das westliche und südliche Deutschland von ihm befreit worden wäre, oder, wenn er das nicht thue, den Kurfürsten zu bestimmen seinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen." [9]) Mailath III, 297.¶ [10]) Nach Geijer, Gesch. Schwedens III, 244 f.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 021 084 454

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413

WIDENER
FEB 10 1996
BOOK DUE

WIDENER
DEC 10 1995
CANCELLED

Digitized by Google

Digitized by Google